

Nekrolog auf das 20. Jahrhundert

Kein Jahrhundert hat einen solchen Kult um das Individuum, um die persönliche Authentizität des Ichs betrieben wie das vergangene.

Kein Jahrhundert hat die Individualität des Einzelmenschen gleichzeitig wieder zurückgenommen und infrage gestellt wie das abgelaufene.

Es ist das Zentennium der Massenbewegungen und Massenphänomene. Wissenschaftliche Revolutionen, ideologisch-philosophische Umbrüche, politische wie sozioökonomische Entwicklungen, demografische Explosionen mündeten im Motto: „Das Ich ist nichts mehr, die Masse alles.“

Florian Baranyi und Georg Thiel, zwei Wiener Autoren, stellen sich der Herausforderung, die Einzelperson als Individuum mit seinen Eigenheiten, Schrullen, Allüren, Verschrobenheiten, Erfahrungshorizonten zu retten und eine Gegengleichung zum Individualitätsverlust des 20. Jahrhunderts aufzustellen.

Sie bedienen sich dabei einer aus der Antike stammenden Erzählgattung: des Nekrologs. Die Totenrede erzählt eine Geschichte – den Verlauf eines Lebens. Das Erzählen von Lebensläufen dient seit der Einsetzung der Schrift als kulturelles Leitmedium, als Beispiel für die noch Lebendigen, in dem Besonderes und Allgemeines aufeinandertreffen. Die Lebensgeschichten anderer fungieren als Bindeglied zwischen uns und dem unüberschaubaren Kontinuum, das wir Geschichte nennen.

Die „Conturen“ setzen die in Heft 2/3 2012 mit zwei Nekrologen eröffnete Artikelserie fort. Bisher sind erschienen:

1950 George Orwell (25. 06. 1903 – 21. 01. 1950)

1951 Joan Vollmer (04.02.1923 – 06.09.1951)

1962 Therese Neumann (08.04.1898 – 18.09.1962)

1993 Pablo Emilio Escobar Gaviria (01.12.1949 – 02.12.1993)

Günter Milly

© Foto: Philipp Bauer



Florian Baranyi

Florian Baranyi, geboren 1985, studierte Germanistik, Vergleichende Literaturwissenschaften und Romanistik an der Universität Wien. Er ist DOC-Stipendiat der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und arbeitet an einer Dissertation über Königsmord in der europäischen Literatur des 17. Jahrhunderts.

Kontakt: Florian Baranyi
florian.baranyi@gmail.com

Florian Baranyi

1973

Ingeborg Bachmann
(25.06.1926 – 17.10.1973)

Remember darling
Don't smoke in bed
Nina Simone

Es war Mord. Mit diesem lakonischen Satz endet Ingeborg Bachmanns Roman *Malina*. Wenn man sich ihren eigenen Tod vergegenwärtigt, hallt der Satz aus dem Spätwerk der Autorin im Kopf nach. Der ehemalige Shootingstar der deutschen Literatur verbrannte angeblich in ihrem mondänen Apartment in der römischen Via Giulia, nachdem sie mit einer brennenden Zigarette eingeschlafen war. Die Wahrheit liest sich zugegebenermaßen weniger dramatisch als die Schlagzeile, an Tragik überragt sie diese aber bei Weitem.

Ingeborg Bachmann wurde 1926 in Klagenfurt geboren. Ihre Studienjahre verlebte sie im Wien der unmittelbaren Nachkriegszeit. Schon in der Zeit ihrer Studien der Philosophie, Psychologie und Germanistik unterhielt sie enge Kontakte zu Hans Weigel und seinem literarischen Zirkel. Die Dynamik dieser Treffen, in denen opportunistisch genetzt und nicht nach der unmittelbaren Vergangenheit gefragt wurde, hat sie später in ihrer Erzählung *Unter Mördern und Irren* skizziert. Ebenfalls in diese Zeit fällt ihre Bekanntschaft mit Paul Celan. Die beiden unterhielten eine lange und innige Affäre, die von einem Briefwechsel begleitet wurde, der erst 1967, drei Jahre vor Celans Freitod, endet. Der Name seines Gedichtbands *Mohn und Gedächtnis* dürfte auf verliebte Wortspiele des Autorenpärchens zurückgehen, schreibt er doch am 20. Juni 1949: *wenn ich Mohn, sehr viel Mohn, und Gedächtnis, ebensoviel Gedächtnis, zwei große leuchtende Sträuße auf deinen Geburtstagstisch stelle.*

Ein Jahr nach diesem Brief schließt Bachmann ihr Studium mit einer Dissertation über Martin Heidegger ab. Dessen Philosophie scheint Bachmanns früher literarischer Ausdruck viel zu schulden, in ihren Gedichten und Erzählungen jagt sie allgemein menschlichen Erfahrungen hinterher und behandelt universelle Fragen von Vergänglichkeit im existentialistischen Jargon. Ihr Gedichtband *Die Gestundete Zeit* wird 1953 mit dem Preis der Gruppe 47 bedacht, wodurch sie schlagartig berühmt wird. Bedenkt man, das aktuelle Literaturgeschichten mit Bachmanns frühen Gedichten das Ende der Kahlschlagliteratur markieren, lässt sich erahnen, welchen Grad an Zuspruch sie fand. Ihre Sprache, in der sich neben dem metaphysischen Ballast durchaus jene *sublime Serenität* ausmachen lässt, die Bachmann selbst dem österreichischen Deutsch attestierte, begeisterte eine gesamte Generation von Lesern. Um die Zeit, als sie selbst in ihr dreißigstes Jahr ging, wie

eine ihrer berühmtesten Erzählungen betitelt ist, und vielleicht selbst glaubte, *es stünde ihr nicht mehr zu, sich für jung auszugeben*, wohnte sie bereits in ihrem *erstgeborenen Land* Italien. Sie näherte sich dem Zenit ihres Lebens: Ihre Hörspiele gewannen den renommierten Hörspielpreis der Kriegsblinden, sie hielt 1959 die ersten Frankfurter Poetikvorlesungen über *Probleme zeitgenössischer Dichtung*, ihre Opernlibretti wurden gefeiert, sie wurde Mitglied der Berliner Akademie der Künste. Privat fand sie in eine komplizierte Beziehung mit Max Frisch, deren Ende und Nachspiel in die tragische Zeit von Ingeborg Bachmanns Leben überleiten.

Frisch publizierte 1964 den Schlüsselroman *Mein Name sei Gantenbein*, in dem die Lyrikerin nur zu deutlich in der Figur der Lila erkennbar ist. Von diesem kruden Angriff tief getroffen, begann Bachmann mit der Arbeit an ihrem Todesartenzyklus, der den Beginn von Faschismus als persönliche Tat auf der zwischenmenschlichen Ebene begreifbar macht und von der sozialen und individuellen Kontrolle von Frauen durch Männer handelt. Für die Frauenfiguren endet das Ausloten und Hinterfragen ihrer von außen oktroiierten Grenzen immer tödlich. In ihrem Fragment gebliebenen Roman *Der Fall Franza* beschreibt die Protagonistin, die von Martin zum Fall F. gemacht wird, die Erfahrungen einer Liebesnacht, die sie mit drei Männern erlebt hat. Ihre Konklusion lautet, sie wolle nie wieder mit einem Mann alleine schlafen. All die Jahre in einer Zweierbeziehung hatte sie sich in Todesgefahr begeben, sich dem einzelnen Mann schutzlos ausgeliefert.

Erfreulicherweise ist die negativ besetzte Lila nicht die einzige von Bachmann inspirierte Figur der deutschsprachigen Literatur. Thomas Bernhard setzte Ingeborg Bachmann in seinem 1986 erschienenen Opus Magnum *Auslöschung* in der Maria ein würdiges Denkmal. Diese exzentrische *größte Dichterin* kondensiert viele Beschreibungen, die Bekannte von Bachmann gaben: Ihr überlegener Intellekt, ihre Exzentrizität und Lebensfreude, ihre Schönheit und Kultiviertheit werden in der Maria aufgerufen. Ab dem Beginn der Arbeit am Todesartenzyklus schlitterte Ingeborg Bachmann in eine starke Alkoholabhängigkeit. Auch eine Heroinabhängigkeit wird für die letzten Jahre vermutet. Belegt ist jedenfalls eine Abhängigkeit von dem Beruhigungsmittel Serestra, das zu ihrem Tod beitrug. Wenige Wochen vor ihrem Tod besuchte sie ein alter Freund in Rom. Seiner Schilderung nach waren ihre Arme und Beine mit Flecken übersät, nach deren Ursprung er aus Taktgefühl nicht fragen wollte. Wenig später fiel ihr die Zigarette aus der Hand und kam auf ihrem Bein zu liegen, was sie jedoch nicht bemerkte; der exzessive Missbrauch von Barbituraten hatte ihre Schmerzempfindlichkeit verdrängt.

In der Nacht vom 25. auf den 26. September 1973 muss sie mit einer brennenden Zigarette eingeschlafen sein. Das Apartment begann zu brennen, sie selbst rettete sich geistesgegenwärtig in die Badewanne, die sie mit kaltem Wasser volllaufen ließ, um die Verletzungen zu mildern, die das zerschmolzene Nachthemd ihrer Haut zugefügt hatten. Am 17. Oktober starb sie im Krankenhaus Sant´ Eugenio. Entgegen den Meldungen, die durch die europäischen Feuilletons rasten, starb sie nicht an den Brandwunden. Ihr Tod

unter epileptischen Konvulsionen war auf den kalten Entzug zurückzuführen, den ihr Körper durch die fehlenden Beruhigungsmittel durchmachte. Die Ärzte hatten nicht rechtzeitig herausgefunden, welche Sucht Ingeborg Bachmann quälte.

© Foto: Johannes Tichy



Georg Thiel

Georg Thiel, geboren 1971, Studium der Politikwissenschaften, Neueren Geschichte und Zeitgeschichte. Zahlreiche kulturgeschichtliche Veröffentlichungen. Lebt und arbeitet als Kurator und freier Schriftsteller in Wien. Zuletzt erschienen: Im Labyrinth des Unglücks (Sonderzahl 2010).

Kontakt: Georg Thiel
g.thiel@gmx.at

Georg Thiel

1953

Jossif Wissarionowitsch Stalin (18.12.1878 – 05.03.1953)

Man ist bei Begegnungen mit Paranoikern immer gut beraten, sich nicht anzuschleichen. Das Erscheinen sollte vielmehr mit größtmöglicher Lärmentwicklung angekündigt werden, und Herr Losgatschew, der eben die Bühne betritt, ist sich dieses Grundsatzes durchaus bewusst.

Man befindet sich in einer Datscha in Kuzewo, unweit von Moskau. Wir schreiben den 1. März 1953 und der Chef hatte gestern Besuch. Es ist spät geworden, erst um vier Uhr früh haben die Gäste das Haus verlassen. Seitdem sind etliche Stunden vergangen, und der Chef hätte sich längst wieder blicken lassen sollen. Man wartet und wartet; schließlich erhält Losgatschew den Befehl, Nachschau zu halten.

Losgatschew macht sich auf, wobei er unablässig den Namen seines Brotgebers ruft. Öffnet schließlich bang eine Türe. Nichts. Er geht weiter, von Raum zu Raum. Im Esszimmer schließlich wird er fündig.

Der Chef liegt am Boden. Er ist mit Hemd und einer Pyjamahose bekleidet, die im Schritt dunkel verfärbt ist. Derlei hat in Russland – selbst im kommunistischen – nach einer langen Nacht an sich wenig zu bedeuten, allerdings liegt er eigentümlich verrenkt. Und nachdem er nicht mehr der Jüngste ist, an Arteriosklerose, einer krankhaft vergrößerten Leber, Herzmuskelschwäche und Hepatitis leidet, zudem schon einige leichte Schlaganfälle hinter sich hat, verheißt der Anblick nichts Gutes.

Der Chef ist ein erstaunlicher Mann. 1878 in der tiefsten Provinz geboren, wird er auf den nicht sonderlich eingängigen Namen Iossep Bessarionis dse Dschughaschwil getauft. Der Vater ist ein trunksüchtiger Schuster, das Priesterseminar in Tiflis der einzig gangbare Weg zur höheren Bildung.

Das Äußere des Zöglings ist wenig einnehmend. Untersetzt, pockennarbig, der rechte Arm länger als der linke, zwei Zehen zusammengewachsen. Aber er hat die Gabe, sich in Menschen hineinzusetzen und sie zu manipulieren. Daneben schreibt er romantische Gedichte, von denen einige veröffentlicht werden, und hat eine wohltonende Stimme. Bisweilen verdient er sich bei Gesellschaften als Sänger etwas Geld. 1898 verlässt er das Seminar, tritt der sozialdemokratischen Partei Russlands bei und beschließt, sich als Berufsrevolutionär durchs Leben zu schlagen.

1905 begegnet er Lenin und wird dessen Mann fürs Grobe. Der Berufsrevolutionär, der sich bisher in erster Linie als Organisator von Streiks einen Namen gemacht hat, erschließt sich ein neues Betätigungsfeld, indem er Banken ausraubt und Geldtransporte überfällt. Es gelingen spektakuläre Coups, welche die Partei der Bolschewiki liquide

erhalten. Insgesamt acht Mal wird der Genosse von der zaristischen Polizei gefasst, verurteilt und in unerspriessliche Winkel des Reiches verbannt – jedes Mal gelingt ihm die Flucht.

Mit der Oktoberrevolution schlägt die große Stunde der Bolschewiki. Iossep Bessarionis dse Dschughaschwil, der sich mittlerweile den Namen Stalin – der Stählerne – zugelegt hat, befindet sich bei ihrem Ausbruch bereits im engsten Kreis der Macht. Seine Herrschaftsmaxime ist simpel: gefragt, was besser sei, geliebt oder gefürchtet zu sein, meint er, *gefürchtet, denn die Liebe schwinde, die Furcht aber bleibe*.

Nach Lenins Tod gelingt es Stalin, sich nach zähen Kämpfen an die Spitze der Partei zu stellen. Er verkündet den ersten Fünfjahresplan, Velikii Perelom, den großen Bruch mit der Vergangenheit. Es kommt zur Kollektivierung der Landwirtschaft; die Folge der Enteignung und Vertreibung der Bauern sind Hungersnöte mit Millionen von Toten.

Dem Terror fallen aber nicht allein die Kulaken zum Opfer; die stalinistische Zerstörungswut durchdringt alle Bereiche. Unzählige Existenzen werden als „Saboteur“, „Schädling“, „Trotzkist“ oder „Unzuverlässiges Element“ ausgelöscht. Gehört man einer ethnischen Minderheit an, hat man gute Chancen als „Spion“ oder „Feindlicher Agent“ angeklagt zu werden. Allein 1937, als das 20-jährige Jubiläum der Oktoberrevolution gefeiert wird, werden eine Million Menschen getötet. Der *russifizierte georgische Asiate*, als der er sich selbst bezeichnet, ist ein klassischer Schreibtischtäter. Die Ukas für die Tötungsaktionen sind knapp und bündig; an einen Statthalter schreibt er: 6.600 liquidieren – wen auch immer.

Zurück zur Datscha, wo Losgatschew noch immer entsetzt vor dem reglosen Körper seines Chefs steht. Dieser ist bei Bewusstsein, kann aber nicht sprechen. Die Spitzen des Politbüros werden gerufen und eilen herbei. Sie sind unschlüssig, was nun zu geschehen habe. Das Naheliegendste, einen der Leibärzte zu rufen, wagt man nicht, unter anderem da die Ärzteschaft der politischen Führung in Ungnade gefallen ist. Von Stalin der Konspiration gegen hohe Politiker bezichtigt, sitzt das Gros in Gefängnissen ein. Sollte der Diktator sich von seinem Schlag erholen, könnte die Anwesenheit eines Vertreters dieser Gruppe als Verrat gedeutet werden.

Es sind also nicht die ersten Kräfte, die mit großer Verspätung hinzugezogen werden, und sie haben Angst. Der Zahnarzt, der Stalin die Prothese hinausnimmt, zittert so sehr, das sie ihm aus der Hand fällt. Ein anderer, der versucht, dem Patienten das Hemd ausziehen, um den Blutdruck zu messen, scheitert gleichfalls, bis man eine Schere holt. Man diagnostiziert einen Schlaganfall, der die rechte Seite lähmt.

Die Maßnahmen, den alten Herrn ins Leben zurückzubringen, sind bescheiden: Man verordnet Bettruhe, setzt Blutegel hinter den Ohren an, spritzt Kampfer und traktiert ihn mit Magnesiumsulfateinläufen.

Einige Tage schwebt Stalin zwischen Leben und Tod. Am 5. März verlangsamt sich die Atmung. Magenblutungen treten auf. Der Diktator beginnt unter den wachsamen Augen seiner Entourage Blut zu spucken. *Ich bin am Ende. Ich traue niemandem mehr. Nicht einmal mir selber*, hat er einst gesagt. Gegen neun Uhr wird er dieser Sorge enthoben.